

neuerung des Sonnenlichtes gefeiert wurde. Man dachte Tische, besetzt mit köstlichen Gerichten, denn mit dem ersten Strahl der wiederkehrenden Sonne kamen die Götter samt den Seelen der guten Taten, um sich daran zu laben. Dazu stellte man einen mit Rindspänen erleuchteten Tannenbaum, als Symbol des schlummernden Lebens, in die Mitte der Halle und pries Frey. Die Nordländer rammten auch wohl einen starken Eichenstamm in die Erde und besetzten daran ein Rad mit 8 mal 3 Speichen, strommwinden, das angezündet wurde. Jeder zündete sich an diesem heiligen Feuer seine Jacke an, um wiederum damit das heimische Herdfeuer neu zu entzünden. Diese uralte Sitte hat sich als Johannisfeuer noch in Ostpreußen erhalten, ebenso das Herabrollen von Feuerkränzen zur Sonnenwendfeier von einigen Höhen in Westfalen. Die an unseren Weihnachtsbäumen hängenden Tierfiguren persinnbildlichen die altenheidnischen Opfer, die Kringel aber sind die Nachbilder jener Feueräder, die die Sonnenscheibe darstellen.

Woher kam nun unser christlicher Weihnachtsbaum? Französische Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts erwähnen ihn und das an seinem Gipfel besetzte nadelte Christkindlein. Über während er über das Elsass, dort zuerst 1805 in Straßburg, in Deutschland einwanderte, verlor er sich in Frankreich wieder, wo er erst seit 1870 hier und da wieder aufgestellt wird. Noch im 18. Jahrhundert war er indes in Deutschland, so z. B. in Goethes Elternhaus unbekannt, während Schiller 1789 schrieb: „Ich werde mit hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten.“ Im vorigen Jahrhundert aber eroberte er sich unser ganzes Vaterland, zuerst allerdings nur die nichtkatholischen Gegenden; die protestantische Gattin Königin Mar. I. von Bayern bürgerliche ihn in ihrer neuen Heimat ein. Und heute kann sich der ärmste Mensch bei uns ein Weihnachtsbaum ohne den höchstschönen heiligen Baum mit seiner tiefen Symbolik nicht mehr denken.

Die Gans

In Berlin heißt es: „Eine jut jebatne Gans ist eine jut Gans“, und in einem uralten Volkslied hieß es: (Es gibt doch keinen schöneren Vogel als eine fette Gans.“ Und es ist auch aller Welt klar, daß ein kumpfpriger Gänsebraten auf dem Tisch noch nicht zu den unangenehmsten Dingen dieser Welt gehört. Die meisten unserer Haustiere dürfen ursprünglich nicht in Europa, sondern in Asien gezüchtet worden sein. Bei der Gans ist dies anders, sie ist höchst wahrscheinlich im nördlichen Europa das erste Mal gezüchtet worden, denn sie gehörte zu den ersten Haustieren, die sich die nördlichen Völker heranzogen. Sicher ist die Gans im Norden vor dem Fuhrn Haustier geworden. Daß die Gans im Norden herangezogen worden ist, kann auch deshalb als wahrscheinlich gelten, weil die Wildgans in den südlichen Ländern nicht brütet. Das schließt natürlich nicht aus, daß die gezüchteten Gänse schon sehr frühzeitig in die südlichen Länder gekommen sind. Jedenfalls war die Haussans in Griechenland schon in den Zeiten Homers bekannt. Im alten Griechenland scheinen jedoch Gänse weniger wegen ihres Fleisches gezo-gen worden zu sein, sondern mehr, weil sie als gute Hüter des Hauses galten. Uebrigens war die Gans bei den alten Griechen das Symbol hausfräulicher Fürsorglichkeit, Hausfrauen erhielten das Bildnis einer Gans auf das Grab gepflanzt. In Rom wurden besonders Gänse gezeuget wegen der Leber, die als große Delikatesse galt; es gab auch besondere Fütterungsmethoden, um bei den Gansen eine Vergrößerung der Leber zu erreichen. Der Brauch, Rissen mit Gänselebern zu füllen, stammt aus dem nördlichen Europa, da im Süden für derartige warme Rissen zunächst kein Bedürfnis bestand. Erst von den Germanen und Rellen kam dieser Brauch nach Rom, wo er als eine unehrerhörte Verwöhnung angesehen wurde. Gänsefeten zum Schreiben konnten auch die nördlichen Völker bis zum Mittelalter noch nicht; erst nach dieser Zeit dienten Gänseleber als Schreibfedern.

Ein altes Kamel

Der Intendant der paläontologischen Sektion des amerikanischen Nationalmuseums, Dr. J. W. Gibbes, ist vor einiger Zeit bei Melbourne auf Florida auf die Fossilien eines prähistorischen Kamels gestoßen, das sich von den bisher gemachten Fossilien bekannter Kameltypen wesentlich unterscheidet.

Die Veruche zur Klassifizierung dieses Urtieres erstrecken sich vornehmlich auf Gebiß und

Beine, deren Formen in der Verfeinerung am meisten erhalten sind. Nach den langen Schenkeln zu urteilen, muß dieses „Floridakamel“ ein guter Läufer gewesen sein, dessen Alter auf ungefähr 1 Million Jahre geschätzt wird. Es scheint einen kleineren Körper gehabt zu haben als die afrikanischen und läßt sich eher mit dem Guanaco Südamerikas vergleichen.

Dieser Fund läßt immerhin die Annahme zu, daß die Bodenbeschaffenheit Floridas eine von der heutigen völlig abweichende gewesen sein muß und daß diese Gegend vielleicht sogar den Charakter einer typischen Wüstenlandschaft zu jener Zeit besessen hat. Doch lehrt demgegenüber die Erfahrung, daß bestimmte Tiergattungen im Laufe von Jahrtausenden es vermocht haben, sich den jeweiligen klimatischen Bedingungen eines Landes in hohem Grade anzupassen.

Eine Reihe verschiedenartiger Kamelarten ist bereits im Laufe der letzten Jahre in Amerika ausgegraben worden, die sämtlich der Eozänperiode entstammen, mithin also aus der unteren Formation der Tertiärschicht. Sie alle weisen trotz aller Verschiedenheiten im einzelnen gewisse Gattungsmerkmale auf, die bei den in anderen Erdteilen gezeigten Fossilien nicht in gleichem Maße festgestellt werden konnten.

Dr. J.

Am Ausguck

Die Weihnachtsfeier in Schweden u. Norwegen.

Das Weihnachtsfest wird in den skandinavischen Reichen mit größter Innigkeit begangen. Nicht nur in den vermögenden Häusern wird ein Feuerschein angezündet, und ein Jubelruf gehört, auch in der niedrigsten Hütte regt sich ein frohes Leben, selbst in den Gefängnissen wird es hell. Auf dem Lande öffnet man den Wandersleuten die Tür, sie mögen eintreten, das helle Feuer brennt, die besten Plätze an demselben sind frei, der Tisch steht gedeckt, man wird ihn freundlich willkommen heißen. In vielen Gegenden Norwegens zählt der Reisende an diesem Tage selbst im Gasthofe nichts für Speise und Trank, Bedienung und Nachtquartier. Es ist eine Zeit, wo man allgemein die Wahrheit des Schriftwortes eingesehen zu haben scheint: „Geben ist seliger denn nehmen.“ Aber nicht nur der Mensch, sondern auch der Tiere wird zu Weihnachten gedacht. Das Vieh im Stall und alle Haustiere werden am Weihnachtsabend reichlicher und lecherer als sonst gefüttert; ja, selbst die Vögel in der Luft gehen nicht leer aus, denn vor jeder Scheune und auf jedem Gehöft erheben sich lange Stangen, an deren Spitzen man ihnen durch große Büschel von ungedroschenen Weizen eine herrliche langentbehrte Mahlzeit bietet, die sie schon vom frühesten Morgen mit Jubelgesang begrüßen und den ganzen Tag über mit zwitscherndem Geschrei verzehren. Selbst der ärmste Tagelöhner, der kaum einen Strohhalm übrig hat, bietet seinen Nachbarn am Weihnachtsabend, wo nichts abgefragt wird, um ein Bündelchen Weizen und läßt die Vögel vor seiner leeren Scheune jubeln und schwelgen.

Die Bettlern Knecht Ruprecht.

Vor Weihnachten gehen nicht nur Knecht Ruprecht und der heilige Nikolaus um, diese Botengänger vor dem heiligen Christfest haben auch noch allerlei Vetter. Es gibt nämlich auch noch Knecht Ruprecht nur sehr wenig und der heilige Nikolaus gar nicht bekannt ist. Das ist besonders der Fall in einigen Gegenden östlich der Elbe. In diesen Gegenden, so auch bei den Wenden in der Niederlausitz, tritt häufig an Stelle des Knecht Ruprechts der Schimmelreiter auf. Das ist in der Regel ein junger Burche, der auf anderen Burchen reitet. Die als Pferd dienenden Burchen sind unter einem großen weissen Tuch verborgen und tragen einen Pferdeköpfe vor sich her. Da und dort wird der Schimmelreiter auch von einem Bär begleitet. Das ist ein Burche, der von oben bis unten mit Erbsenstroh umgeben ist, das ein wildes Aussehen gibt. Vielleicht darf man in diesem Schimmelreiter eine letzte Erinnerung an Wuotan sehen, wie er einst in der Julzeit durch die Lüfte streifte. Dann gibt es auch Gegenden, in denen vor Weihnachten der Hahnenbräutigam erscheint, ein Mann, der in Hahnenstich eingekleidet ist. Auf Wiedom tritt der Klapperbusch auf, eine Art Schimmelreiter, der jedoch statt des Pferdekopfes einen Ziegenkopf vor sich her trägt und auf seinem Gange fortwährend klappert. Schließlich kennt man in der Mark noch die Schwarzburchen, Botengänger des Weihnachtsmannes, die mit geschwärzten Gesichtern einhergehen.

Chinesische Ergebung.

Der Chinese selbst regt sich, wenn der Bürgerkrieg nicht allzu arg und in zu großer Nähe des eigenen Hauses tobt, über die gegenwärtige Lage seines Landes weniger auf als manche Europäer. Die lange Geschichte Chinas hat manche Zeit der Unordnung und Erregung gekannt. Der Holländer Henri Borel, einer der bestunterrichteten Chinakenner unserer Zeit, zitiert in seinem Buch „Es tagt im Osten“ eine Stelle aus den „San Kuo Chih“, den Annalen der Drei Reiche, welche die Periode von 220 bis 280 nach Christus behandeln, als in China die gleiche Verwirrung wie heute herrschte und ebensolche mächtigen Generale und Abenteurer um die Macht kämpften. Dieses Zitat lautet: „Wenn das Reich lange vereint gewesen ist, wird es endlich geteilt; und wenn es lange geteilt gewesen ist, wird es zuletzt wieder vereint.“ Diese Redensart aus großer Vorzeit ist noch heute in China sehr bekannt und wird als ein historisches Gesetz betrachtet. Sie ist sehr getreu die Resignation der chinesischen Volksmasse.

Glabstone auf dem Nistzweig.

Es ist in England während der Weihnachtszeit alter Brauch, daß jeder, der eine Dame oder einen Herrn unter einem der überall aufgestellten Nistzweige antrifft, einen Ruf verlangen kann, wenn sich die unter dem Nistzweig erkappte Person nicht in anderer Weise befriedigend auslöst. So wurde aus Glabstone einmal, als er schon nahezu 80 Jahre alt war, von jungen Damen der englischen Gesellschaft unter einem Nistzweig gefangen, den die Damen heimlich hinter dem Rücken des alten Herrn aufgestellt hatten. Dies war auf einem großen Wohlstandsfest in der Londoner City; die jungen Damen glaubten zunächst, daß sich der alte berühmte Staatsmann durch einige Pfund Sterling auslösen werde. Darin hatten sie jedoch falsch geurteilt. Glabstone erklärte sich wohl bereit, jeder der jungen Damen soviel Rüsse zu geben, wie sie nur immer wünschte, Geld jedoch habe er nicht bei sich, das mit könne er sich also auch nicht auslösen. Die Damen mußten sich also von Glabstone tüchtig abküssen lassen, wurden aber gehörig ausgelacht, weil ihr Vorhaben, von Glabstone Geld zu machen, so kläglich gescheitert war. Da entschlossen sich die jungen Damen, einen Gewaltstreich zu machen. Sie überreichten Glabstone einfach Rechnungen, in denen jede einzelne der jungen Damen für jeden Kuss unter dem Nistzweig ein Pfund Sterling ansetzte. Die Rechnungen waren sogar schon quittiert, als sie Glabstone überreicht wurden. Nun mußte sich dieser doch entschließen, sein Kussvergnügen mit einem Schek zu bezahlen. Er rundete sogar die Summe nach oben auf und forderte dafür noch einige Rüsse. Einige von diesen Damen, die damals Glabstone unter dem Nistzweig geküßt hat, sollen jetzt noch leben.

Büchertisch

Surra! „Der Märker“ ist wieder da!

Zum dritten Male hält unser Heimatkalender (Verlag Rud. Wiegelhoven, G. m. b. H., Jerslohn) Einkehr in das märkische Haus, in dem er ein lieber und gern gefeierter Gast geworden ist. In prächtigem Gewande erscheint er: den heimischen Drahthöcker führt er auf dem Titel. Bodenständig, gediegen und reichhaltig ist, was er bringt: Erzählungen aus alter und neuer Zeit, in Hoch- und Niederdeutsch, ernst und heiter; stimmungsvolle Lieder, ergreifende Balladen; unterhaltende und belehrende Beiträge aus der Volkskunde, der Landes- und Gemeindegeschichte unserer Heimat. Unsere altbeliebten Dichter, Schriftsteller und Heimatforscher haben ihm Beiträge mitgegeben: Schulrat Dr. Berkenhagen, Mor. Cosmin-Benfer, Ed. Fittig, Ulrich Faust, Werner Fürmann, Wilh. Quag, Dr. Rentrop-Spielwige, Ludwig Schröder, Dr. Schulte-Mihlen, die beiden Herausgeber Ferdinand Schmidt und Heinz Klebauer. Wer vieles bringt, wird leicht etwas bringen. Aber auch dem Auge bietet er eine Reihe schöner Volkslieder von Prof. Schönebeck-Düffeldorf, G. Reuter-Düffeldorf und A. Osterhold-Jerslohn; den Text versöhnte W. Quincke-Neuenrade durch seine Federzeichnungen. Alles in allem: ein geschmackvoll ausgestattetes, schönes und billiges Heimatbuch — kostet es doch trotz seiner 138 Seiten Umfang nur 1 Mark.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altnera. Druck und Verlag: H. A. Sapp, Altnera.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 50

Mittwoch, 15. Dezember

1926

Verchteltage

Ein alter Brauch zur Weihnachtszeit von Bertha Witt.

Daß unser schönstes christliches Fest, Weihnachten, seinem eigentlichen Ursprung nach viel älter ist als das Christentum selbst, daß es mit seinen Wurzeln im Heidentum ruht u. nur später christlichen Charakter erhielt, weil die neu-gelehrten Christen sich das alte Fest ihrer Väter nicht nehmen lassen wollten, ist bekannt. Am die Zeit der Wintersonnenwende hatten die alten Germanen ihr Julest gefeiert, das Fest der längsten Nacht, da die Sonne jenen fernsten Punkt ihrer Bahn erreicht hatte, von dem aus sie sich nun anschickte, wiederzukehren. Dieses Ereignis wurde von den Menschen in Tage- und wochenlangen Schmausereien und Gelagen festlich begangen, denn zugleich auch hatten sich die Götter auf Reisen begeben und kamen herab, um den Menschen zu erscheinen. Vor allem war es die heilige Göttin Hera, auch Gertha oder Bergha, die dann mit Geschenken umherzog und Befuche abschaltete. So glaubte man, wenn man den ersten Januarmorgen das Fest zu Ende und daran anschließend wurde anfangs in Deutschland auch das Christfest nicht wie jetzt im Dezember, sondern am 6. Januar gefeiert.

Wenn wir jetzt noch bestimmte Spuren dafür suchen, daß das alte Jule- und das neue Christfest mit einander verwandt sei, so liefern uns dafür die Verchteltage die beste Bestätigung. Dieses volkstümliche Fest, das man in süddeutschen und schweizerischen Gegenden wohl heute noch wenn auch in absterbender Form, antreffen kann und das dort früher eine so wesentliche Rolle spielte, hatte sich am 6. Januar als den ihm gebührenden Tag vorbehalten. Jene Verchteltage aber, die sich dann das ganze Wesen des Festes drehte, war niemand anders als die alte Göttin Bergha oder Gertha, die noch immer nicht vergessen war, obwohl sie sich anderweitig schon hatte bequemeren müssen, zur Frau Solle herabzusinken. Nun erschien die den Alten so freundliche Gestalt nicht mehr als die alte, gültige, gabenpendende Göttin, sondern als ein lärmender, gräßlicher Kinderfresser, eine wahre Hege, die gerade ein umgekehrtes Amt zu versehen hatte als der milde Weihnachtsmann. Auch sie erkundigt sich sehr eingehend nach Fleiß und Arigkeit der Kinder, aber sie beschenkt sie nicht, sondern heimt vielmehr selbst allerlei Gaben ein. In einen Fels gehüllt, mit abschreckender Maske angehen, einer Schelle oder Ruhglocke umgebunden, zieht sie von Haus zu Haus und benimmt sich sehr wild, mutwillig und ungebärdig. „Kinder oder Speck, Derweil geht ich mit meg!“ lautet ihr drohender Spruch.

Es ist leicht erklärlich, warum man die einst so freundliche Göttin allmählich in eine so häßliche furchterregende Schreckgestalt umgewandelt hat. In ihrer milden Güte konnte man sie, die eine heidnische Erscheinung war, im Christentum nicht dulden, vielmehr mußte man ihr die ihr einst zugewandte Liebe zu entziehen suchen, ja, man mußte ihr recht einen Beweis geben, wie sehr sich die Herzen allmählich gegen sie gekehrt und wie man sie zu einer alten, abgelebten Frau gemacht hatte, der man nicht nur keine Abneigung, sondern auch das Ende ihrer Herrschaft auf drastische Art zu beweisen mußte. Deswegen beauftragte man sich in einigen Gegenden unter allgemeiner Teilnahme an einem Verchtelaustreiben, einem sog. Verchtelaufen oder Verchtelzug, die damit endete, daß die verpönte alte Göttin irgendwo hinhingestellt wurde.

In einem Verchteltanz, einem geräuschvollen Maskenumzug in den bayerischen Waldtälern, huldigten wohl riesige Scharen von Burchen

Winternacht in Spanien

Der Ebro klang. Die laue Nacht erglänzte in Silberlicht, das aus den Höhen kam. Die Gärten, die das Hügelland begrenzte, schliefen wie Träume tief und wunderbar.

Nur aus dem Fernsten regte sich ein Klagen, Ein Mädchenlied, das blaß und ängstlich war: Gleich einer Sehnacht nach verlassenen Tagen, Da Rosen noch in allen Loden lagen Und noch der Frühling keine Soge war.

Hans Vethge.

nach ohne übermühten Zweck der alten heidnischen Freundin; aber um so unglücklicher verfährt man mit ihr in anderen Gegenden. Das Verchtelaustreiben fiel zumeist in die Zeit vor Weihnachten. Dann versammelte sich in den Dörfern ein Zug junger Männer, bewaffnet mit fürchterlichen Wärminstrumenten, Reifeln, Pfannen, Schellen, Hörnern und was nur irgend einen abschreckenden Effekt von sich gibt; so zieht der Zug unter wildem Geheul über Berge und Tal in ein benachbartes Dorf. Ein Mitglied dieser Gesellschaft muß die alte Gertha, recht abschreckend ausstaffiert, darstellen, um zumeist auf einem Schlitten am Schluß des Zuges mitgeführt zu werden. Gewöhnlich gilt dieser Befuch solchem Dorf, von dem man selbst im Jahr zuvor auf dieselbe Art beehrt worden war. Mit gewaltigem Lärm wird das alte Göttergespenst in einem Winkel des Dorfes abgesetzt und dort zurückgelassen, und das ist zweifellos der symbolische Beweis ihrer Absetzung und ihrer beendeten Herrschaft überhaupt.

Daß dieses Verchtelaustreiben zumeist vor Weihnachten geschieht, erscheint sinnvoll, da es beendet der alten Dame gegenüber gewissermaßen, daß die Zeiten sich geändert haben

Der Weihnachtsbaum und seine Verwandten

Von Kurt Bibl

Wenn der Stäbchen in den Nebeltagen des Vorwinters fröstelnd über die Straßen schreitet, dann liegt in den deutschen Mittelgebirgen bereits hoher Schnee. Schöne Stürme peitschen über die Höhen und richten besonders an ungeheuren Stellen Wehen auf. Die Zweige der Nadelbäume stöhnen unter der Schneelast oft bricht ein Ast, u. aus der klaffenden Wunde fließt das klebrige Baumblut. Hungernd und fröhlich trotzt das Rotwild über die verneigten Flächen, es findet Schutz im niedrigen Nadelwald. Bei solchem Wetter stapft auch der Förster durch den Wald, um die Hirsche und Rehe zu füttern und die Schäden an den Bäumen zu beheben, die durch den Schneeebruch entstanden sind. Mitteilig betrachtet er die Wunden, welche der strenge Winter den Bäumen zugefügt hat. Auf den Berggipfeln wüten die Gezeiten der Natur so stark, daß sich kein Baum aufzurichten wagt, sondern demütig kriechen die Gewächse an den Felsen hin; sie kuscheln sich förmlich an das kalte Gestein, um zu finden. Im Hochwald tragen die Stämme und Äste der Nadelbäume die langen haarbüchel einer Flechtenart. Wie alte verwitterte Bergpfade sind sie anzuschauen. Dort, wo der eilige Nordweststurm gegen den Wald prallt, über ordere grünlich-graue Flechten in dicken Schichten, schwarzen von dem hohen Fichten gezeichnet. Man sieht diese als

Mute der Bäume und stehlen den Zweigen Luft und Licht. In den mit abgebliebenen hat sich die Kottanne — meist Fichte genannt — angeheftet. Unspruchlos in bezug auf den Boden und die Nahrung, lebt dieses Nadelgewächs meist dort, wo das Gestein hervortritt. Die Fichte ist der Baum der höheren feuchten Gebirgslagen, und zu seinem Gedeihen benötigt er unbedingt Regen, Tau und Nebel. Während die im Flachland heimische Kiefer eine starke Pfahlwurzel in die Tiefe treibt, um das Grundwasser zu erreichen, verbreitet sich die Wurzel der Kottanne unmittelbar unter der Erdoberfläche in einem zähen Geslecht. Die Nadelbäume geben sich durch ihr gefülltes Wachstum gegenseitig Halt, und doch kommt es vor, daß der Wind mit ihnen spielt und einen solchen Walddriesen zu Boden schmettert, als wenn er ein Stück Rohr sei. Dabei werden oft die weitläufigen Flachwurzeln mit dem Erdbreich herausgerissen. Ein durch Sturmes gewalt gefüllter Nadelbaum bietet einen geradezu erschütternden Eindruck. Im Hochwald streben die schlanken grünen Pyramiden der Tanne entgegen, ein Baum sucht den anderen im Wachstum zu überflügeln, und alle setzen jedes Jahr quirlförmig ein Aststockwerk auf. Die unteren Zweige sterben ab, da ihnen das Licht fehlt das Durchdringen der Triebe ist so dicht, daß kaum ein Strahl auf den Waldboden durchdringt. Dort aber verwerten die abgefallenen Nadeln; nur die Nadeln und Moos, die beschatteten Schattenpflanzen, können in dem grünen Dunkel noch gedeihen.

Ein Blick auf die Blätter der Fichte, die allgemein als Nadeln bezeichnet werden, zeigt eine schneeförmige, vierkantige Gestalt, an deren Seitenflächen auffällige weiße Rinnhöhlen zu erkennen sind — die Spaltöffnungen oder Poren. Eine derbe Oberhaut und die sehr geringe Blattfläche bieten ausreichenden Schutz gegen Verdunstung und Frost. So können die Nadeln drei bis vier Winter überdauern. Im Mai entwickeln sich an den Zweigen, enden die zarten Jungtriebe, im Herbst lösen sich also nur die ältesten Nadeln. Während die alten Nadeln fast unempfindlich sind, vertragen die Nadeln keinen Frost. Im Dezember schmückt die Fichte ein riesiges Meer rötlicher Kerzen. Auf den oberen Zweigen strahlen die Zapfen der weiblichen Blüten in purpurner Pracht, auf den unteren Nadeln entwickeln sich in großer Anzahl die männlichen Staubblüten. Der Wind wirbelt das gelbe Mehl hinauf und überstreut die Befruchtung. Ein solches Staubkörchen ist eines der feinsten Wunderwerke der Natur. Jedes Staubkörchen enthält zwei luftgefüllte Kammern, die das Gewicht vermindern, daß der kleine Ballon kilometerweit schweben kann. Nach der Befruchtung heften sich die weiblichen Blüten, und es entstehen dann die bekannten Zapfen. In diesen entwickeln sich die Samenhörner, eine Lebewesenpeise der Vögel und Eichhörnchen.

Wie groß ist doch die Bedeutung der Fichte für den Menschen! Man reißt die Rinde des Stammes gewaltig ab, sammelt das hervorquellende Harz und gewinnt daraus Terpentinöl, Pech, Teer, Kolophonium und Drückerharze. Das Holz dieses Nadelbaumes ist ebenfalls sehr wertvoll. Es wächst rasch und eignet sich vortrefflich zum Bauen. Auch die Kohle wurde aus dem Abfallholz der Fichten gewonnen. Der Anbau der Nadelbäume geschieht heute noch nach bestimmten Regeln: Zunächst wird der Samen in den „Fortgärten“ ausgestreut. Eichen sich nun kleine Bäumchen entwickelt, so trägt sie der Waldbärter an den abgeholzten Stellen an. Wachsen die Pflanzen zu dicht, dann wird unter den 3-4 Meter hohen Fichten geachtet. Man sieht diese als

Der deutsche Fabrikant sah von vornherein ein, daß diejenigen Länder, die sich der Seite einer europäischen bzw. deutschen Weltmacht feler erst allmählich anschließen, natürlich auch besondere Ansprüche an den ihnen zuzuführenden Christbaumschmuck stellen mußten. Es war natürlich, eine Verbindung zu finden zwischen den allhergebrachten Sitten und der neueingedragenen Gebornung. So führte die deutsche Spezialisierung der Christbaumschmuckfabrikation auch dazu, daß die Sonderwünsche der bis zugetretenen Interessenten von vornherein berücksichtigt wurden. So war es möglich, daß sogar die Interessenten des fernen Ostens, und heute in ausgedehnten Gebieten Chinas und Japans ein Christfest gefeiert wird, auf den deutschen nicht ähnlicher sein kann, auf den es

achtende Eigentümlichkeit der Form weist uns darauf hin, daß der Stollen zu der Klasse derjenigen Gebäcke zählt, die die Volkskunde als Spalgebäcke bezeichnet. Alle diese Arten haben die Bedeutung von Fruchtbarkeitsymbolen. Dergleichen findet sich schon auf koptischen und assyrischen Darstellungen, die Opferbrote in Form von Spalmeden aufweisen.

Auch in Deutschland müssen sie einst sehr verbreitet gewesen sein. Oft enthält der Name noch deutliche Hinweise auf die ursprüngliche Bedeutung. So gibt es im Rheinlande die „Schuden“, in Hessen und Thüringen die „Müthen“, in Niederdeutschland die „Nidderbuden“. Ein Spalgebäck ist ebenfalls die „Ende des Mittelalters nachweisbare „Meisene Tummel“. In optimistischem Glauben wohnt dem

Mit dem Plumpdruck verbandt ist das in Süddeutschland übliche „Grüstenbrot“, von dem eine Malt als „Hollorandchen“ aus in Norddeutschland bekannt geworden ist, während umgekehrt sich der Stollen in neuerer Zeit auch südlich des Mains eingebürgert hat. Seine eigentliche Heimat war jedoch von alterher in Sachsen. Besonders das Städtchen Siebenlehn war wegen seiner Stollenbäckerei berühmte. Allerdings bestand hier bis zum Jahre 1447 das Verbot, Butter zum Stollenbacken zu verwenden, da dieses gerade in die große Adventsfasten fiel. Die Backer waren gezwungen, Öl zum Backen zu verwenden, und man kann sich denken, daß die Stollen in dieser Zubereitung nicht gerade gut geschmeckt haben. Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht wandten sich deshalb an den Papst, der das Butterverbot aufhob, unter der Bedingung, daß jährlich ein gewisser Betrag zum Herzberger Lohm bezahlt würde. Erst in der Reformationszeit verfiel dieser Stollenverbot. Die Güte der Siebenlehn Stollen nahm mit der Zeit immer mehr zu, so daß sich allmählig eine lebhafte Ausfuhr nach anderen Städten entwickelte. Anfang des 17. Jahrhunderts kam es auf diese Weise zu einem Konkurrenzkampf zwischen Stollen und Weigner Summel. Die Weigner und Dresdner Bäcker beschwerten sich beim Kurfürsten darüber, daß die Siebenlehn ganze Fuder Bachwarenen nach außerbalb verkaufen. Der Kurfürst sah sich daher gezwungen, den Stollengexport zu verhängen. Heute weiß man nichts mehr von unterlagen Beschränkungen. Wie die lokalen Verhältnissen, so fielen auch gewisse zeitliche Bindungen, und viele Bachwarenen, die mit heute täglich zu kaufen bekommen, wurden früher nur zu festlichen Tagen gebacken. Der Spiel dafür finden sich überall. Es sei hier an die sog. Feinschneiderei erinnert, die ursprünglich ein dänisches Weihnachtsgeschenk war, welches vielleicht mit dem glückbringenden Sonnenrad in Beziehung steht. Auch die Krappen sind ein Gebäck, das heute nicht nur zu Neujahr beliebt ist. Sie sind abuleuten aus dem antiken Herzsymbol, das im Gegensatz zu der christlichen dreilappigen Form ein birnenförmiges Schema hatte. Teatorte mit Sonig gefüllte Serapeuten waren bereits bei den Bo-

aber bedeutete es Wohlstand und Vergnügen der Habe, wenn man zu Beginn eines neuen Jahres viel besaß. Man forschte deshalb Geschenke dafür, daß Menschen, die e nahe standen, am Jahresanfangstage mehr ten als in der Zeit vorher. Aus diesem brauche und Glauben entwickelte sich all lich der sogenannte freigebige „Abend“, dem die Armen in jedes Haus eintreten ten und neben Geld auch eine „Erquickung hielten. Ein Bericht aus dem Jahre 1400 lehrt uns jedoch darüber, daß auch damals Selbstsucht und Eigennutz auf der Erde zu den waren. Denn viele benutzten den Nachtsabend nur dazu, um mit ihrem Reide zu prunken, und sie öfneten ihren Gelbde nur, damit das Glück in ihn eingingen. Vielfach hatte sich der Sinn des Schenkens bereits gewandelt. Sie sogen“, heißt er dem Bericht, „daß, wer an diesem Abend Geschenke gibt, vor Ablauf des Jahres ins Glück gerathe. Ja sie behaupten, wer an diesem Abend etwas aus Zwang tut, wird im folgenden Jahr unglücklich; auch wollen sie dem Feste nicht an ihre Schulden erinnern, den, damit sie nicht Unglück haben, weil meinten, in der Mahnung und in der Zahl der Schulden lege ein gewisser Zwang. Außerdem hatte sich die Sitte herausgebildet, daß die Empfänger von Weihnachtsgaben dem Geber gegenüber sofort erkenntlich zu werden suchten und ihm gleich wieder ein Geschenk übermittelten. Wie so vieles, was sänglich reiner Gütte entsprong, arteten die Weihnachtsgeschenke in Hebertreibe aus, und Polizeiverordnungen säfften die „Unsitte“ des weihnachtlichen Schen ein. In Ravensberg wurde im 14. Jahr der jeder der Weihnachtsgeschenke machte drei Schilling Strafe verurteilt. In Kon unterlagte eine Verfügung das Besche der Paten hinder zu Weihnachten. Im sischen Rottenburg bestand ein allgeme Verbot der Christgeschenke, und eine spätr Polizeiverordnung aus dem Jahre schränkte die Weihnachtsgaben ebenfalls trächlich ein. Nur einen Zweig des weihnachtlichen Schenkens ließ man unangefochten: Pecherinnern der Sinder. Als einen Aufba dem festlich strahlenden Tannenbaume d

Als die höchsten Vertreter von Tier-
Pflanzenreich stehen Mensch und Baum in
nem besonderen Verhältnis zueinander.
der Tertiärzeit (vor etwa 5 Millionen Jahr)
hat der Baum seinen Planeten endgültig
obert. Den höchsten Ast am Stammbaum
Tiere aber bilden die Wandvögelier.
Jedenfalls im Tertiärzeitalter entwickelten
aus ihnen die vollendete Gattung der Sä-
an deren Spitze der Mensch steht. Von
Säugetieren nämlich erlernten einige
Bäume das Klettern und erwarben, noch be-
niedbaren Taumen. Als diese Hand nun
Menschenhand wurde, die von der erwa-
ntelligenz des ausgebildeten Großgebirns
leitet den ersten Baum fällte, sein Holz
nugbar machte, Häuser baute und später Se-
(Arche, Argos), als sie aus ihm durch Ne-
die ewige Flamme zauberte (Prometheus),
dann die Eroberung des Planeten durch
Menschen, die Kulturgeschichte. — Dieses in-
tische Vorzelt zurückreichende Verhältnis
ihren Baum und Menschen bildet aufemacht
Gedächtnis, verhöht im Sagenkreis der
ber, gekennzeichnet im Kultus. Das ist der B-
der Erkenntnis, der ruft im Paradiese der
die Weltsche Hypposil der Germanen.
hochstrebend und langlebig, gilt der Baum
dielen Völkern als Befehl. In der Mong-
1861 er in der Reihe des endlosen Sammeeres
elten vorkommt, wird er als hochheiliger
der Gottheit verehrt. Bei Heliopolis, der
alten ägyptischen Krönungssstadt, fand seine
ordenlichen Zeiten eine Kieselstompe,
gründenden Blättern, wie die Pfeiler dem Herz

italienischen Orte der „planta di maio“, die
Pflanzen des Maibaumes und das Schmück-
en der Kirchen mit jungen Birken zu Pfing-
sten während andererseits die Zypressen als Sym-
bole des dahingegangenen Lebens auf den
Kirchhöfen des Südens zu finden sind. — 2
richte war dem Meerqott heilig, weil man a
ihrem Holze die Schiffe baute (Fichtenhain
Josephs am Jylismus von Korinth), den We-
stphalen liebte Noachys. Pan-Brianus die Zeje

Und jetzt kommen wir zu jenem Baume, aus dem seit Kindheitstagen der liebste Ast, der Weihnachtsbaum, hervorgeht. Erwürdig ist schon das Alter der Familie der Radelbölzer, aus der stammt, denn schon im Vorfater des Prosopos (vor etwa 18 Millionen Jahren) fand er seinen Ast als Bruder der längst ausgestorbenen Sieselbaum (versteint nur noch im Kohlenbergwerk von St. Etienne) und der noch lebenden Garne, deren Enkel erst zu unseren Tagen hümten wurden. Prosopos, der Gefächstlicher der Getriebrige (um 550 n. Chr.) betrieb schon, daß in Phönizien am Mittelmeere das Fest der frohen Botigkeit, d. h. der